

Gerhard Leuschner und Wolfgang Weigand

Wege zur Professionalisierung – Über die Anfänge der Supervision in Deutschland

Im Gespräch mit FoRuM Supervision¹

FORUM SUPERVISION: Wir freuen uns darüber, hier mit zwei Menschen zusammen zu kommen, die von der Supervision biografisch geprägt sind und die die Profession Supervision in den letzten Jahrzehnten nachhaltig geprägt haben. Wir würden gern von Ihnen etwas mehr erfahren, wie Sie die Anfänge der Supervision in Deutschland erlebt haben. Dabei geht es uns weniger um eine exakte Rekonstruktion Geschichte der Supervision – das sollten wir vielleicht späteren Generationen vorbehalten – als vielmehr um prägende biografische Begegnungen und wichtige Entwicklungspunkte.

Erste Erfahrungen mit Supervision

FORUM SUPERVISION: Vielleicht beginnen wir bei Ihnen Herr Leuschner. Wann sind Sie zum ersten mal mit Supervision in Berührung gekommen?

GERHARD LEUSCHNER: Das kann ich zeitlich ziemlich genau erinnern. 1960 war ich tätig als Bewährungshelfer in der Region Freiburg. Und die Bewährungshelfer der Landgerichte Freiburg und Waldshut trafen sich – das war Pflicht – alle 4 bis 6 Wochen bei dem progressiven Jugendrichter Härringer, der Dr. Kurt Nachbauer, Dozent an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit, als Supervisor für Fallbesprechungen engagiert hatte. Das war in den 60er Jahren etwas Besonderes. Wenn sich die Bewährungshelfer dort trafen, besprachen sie dort mit ihm ihre Fälle. Nachbauer war kein ausgebildeter Supervisor. Aber für mich war es die erste Begegnung mit einer Art Praxisberatung und Supervision.

Das lief damals meistens so ab, dass der statushöchste Bewährungshelfer unserer achtköpfigen Runde über seine Fälle sprach. Wir anderen waren froh darüber, dass wir nichts erzählen mussten. Wir hatten ein wenig Angst über unsere Praxis zu berichten, was sich dann aber mit der Zeit legte. An dieser Gruppe habe ich 3 Jahre teilgenommen.

Nachdem ich meine Stelle gewechselt hatte, war meine nächste Begegnung mit Supervision an der Akademie für Jugendfragen in Münster. Dort habe ich 1964 angefangen zu arbeiten und wollte sogenannte „Methodenurse“ für Sozialarbeiter entwickeln. Als Leitung dieser Kurse waren niederländische und amerikanische Dozenten vorgesehen, die dann mit der Forderung an uns herantraten, Supervision

in die Fort- und Weiterbildung zu integrieren. Wenn dies nicht geschehe, würden sie die Zusammenarbeit nicht fortsetzen.

FORUM SUPERVISION: Der Druck kam also eigentlich von „außen“ – von den ausländischen Dozenten – und nicht so sehr von den Teilnehmern des Fortbildungsangebots?

GERHARD LEUSCHNER: Es gab in den Kursen schon vorher Fallbesprechungen. Das waren aber in der Regel standardisierte Fälle, weil niemand eigene Fälle vorstellen wollte. Auf dieser Grundlage wollten die Dozenten nicht mehr länger arbeiten und machten ihrerseits Druck, Supervision einzuführen.

FORUM SUPERVISION: Wie kam der Kontakt zu den ausländischen Dozenten zustande? Sind Sie von Ihnen angefragt worden? Was hat es da in den 60er Jahren für Kontakte gegeben?

GERHARD LEUSCHNER: Im Vorstand der Akademie für Jugendfragen saß Dr. Maria Hoerkens, Direktorin der katholischen Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Münster. Sie hat den Kontakt zu Cora Balthussen, einer niederländischen Supervisorin, hergestellt. Cora Balthussen, die während des zweiten Weltkriegs in der Widerstandsbewegung engagiert war, arbeitete freiberuflich als Fortbildnerin und Supervisorin und wurde mir als damaligem Geschäftsführer der Akademie für Jugendfragen für die Fortbildungskurse in „Casework“ empfohlen. Da Sozialarbeiter in der damaligen Zeit nicht länger als „Fürsorger“ arbeiten wollten, standen Fortbildungen in „Casework“ in der Sozialarbeiterszene hoch im Kurs. Eine Zusatzausbildung als „Caseworker“ war da die erste Option, das methodische Arbeiten in den Mittelpunkt zu stellen.

Über Cora Balthussen bekamen wir dann Kontakte zu Louis Lowy, einem österreichischen Juden, der nach Boston in die USA emigriert und dort Professor an der School of Social Work geworden war. Louis Lowy war Experte für „Social Groupwork“ und mit ihm haben wir unterschiedliche Kurse zu Methoden der Sozialarbeit für Sozialarbeiter und Mitarbeiter in der Jugendpflege an der Akademie für Jugendfragen angeboten.

FORUM SUPERVISION: Wie verlief der Weg der Professionalisierung bei Ihnen Herr Weigand?

WOLFGANG WEIGAND: Zeitlich kann ich daran fast anschließen. Es muss ungefähr 1968 gewesen sein, als ich über meinen Doktorvater Dreier an der Universität Würzburg Hermann Steinkamp kennen lernte und damit die Akademie für Jugendfragen in Münster. Dort belegte ich einen Kurs „Methodisches Arbeiten mit Gruppen – Gemeinwesen und Organisation“. Der Kurs war von Dir Gerhard entwickelt worden, und dort lernte ich auch Hermann Steinkamp, Burckhardt Sievers und Kees Wieringa kennen.

Supervision war ein fester Bestandteil dieser zweijährigen Fortbildung. Mein erster Supervisionsprozess fand dann statt in einer sozialtherapeutischen Anstalt in Erlangen und zwar bei Albert Bickel, einem erfahrenen Sozialarbeiter aus der Bewährungshilfe. Was ich noch eindrücklich erinnere, ist, wie wir jedes Mal un-

¹ Das Gespräch für FoRuM Supervision führten Katharina Gröning und Jürgen Kreft

sere Ausweise abgeben mussten, dann wurde uns aufgeschlossen – hinter uns natürlich wieder verschlossen – und wir gingen an den Gefängniszellen vorbei zum Büro von Albert Bickel. Dort erwartete uns ein sehr väterlicher, freundlicher und erfahrener Supervisor, der es uns Supervisanden sehr leicht gemacht hat, von den eigenen Fällen zu erzählen.

FORUM SUPERVISION: Kann man sagen, dass dies die zwei Quellen waren; einmal die Professionalisierung der Sozialen Arbeit und dann die Gruppendynamik?

GERHARD LEUSCHNER: Die Akademie für Jugendfragen hat in Richtung Einführung methodischer Sozialarbeit experimentiert. Die angewandte Gruppendynamik hat sich parallel dazu in der Sektion der DAGG entwickelt. Das muss man parallel zur 68er Bewegung sehen, wo Normen, Strukturen und der Umgang mit dem sozialen Konflikt diskutiert und experimentiert wurden. So weit ich erinnere hat aber bereits Tobias Brocher 1963 im Rahmen des Hessischen Lehrerfortbildungswerkes mit Gruppendynamischen Trainings angefangen und in diesem Zusammenhang auch Trainer ausgebildet, ohne dass es dafür eine formale Organisation gab. 1967 wurde dann der DAGG gegründet, u.a. von Alf Däumling als Gruppendynamiker und Anneliese Heigl-Evers als Gruppenpsychotherapeutin.

Wir haben aber dann sehr schnell versucht, die Gruppendynamik an die Akademie für Jugendfragen zu holen, forciert durch meine Trainerausbildung im DAGG zwischen 1968 und 1971, und sind im Laufe der Zeit zur teilnehmerstärksten Fortbildungsstätte in Deutschland geworden. Aber wie gesagt: Entstanden ist die Lewinische Gruppendynamik in Deutschland an anderer Stelle.

WOLFGANG WEIGAND: Als ich den ersten Kurs an der Akademie belegt habe, war die Integration der Gruppendynamik in das Kurskonzept schon sehr weit fortgeschritten. Wir hatten damals zwei Trainings – ein Sensitivity Training und ein Organisationslaboratorium. Das muss 1971 bis 1973 gewesen sein, und alle Teilnehmer kamen geprägt von der Studentenbewegung, d. h. ziemlich politisiert, in diese Fortbildung. Die Themen „Macht“, „Partizipation“ und „Demokratisierung“ standen im Mittelpunkt, und die Auseinandersetzung mit Autorität war ein zentrales Thema. Was ich damit sagen will: Es war ein sehr politischer Kontext und die Frage, ob Supervision nun das Schmieröl oder der Sand im Getriebe der Organisation sei, wurde heiß diskutiert.

Versuche, Supervision zu institutionalisieren

FORUM SUPERVISION: Wir würden gern das Thema Institutionalisierung noch ein wenig stärker beleuchten. Die Akademie für Jugendfragen tauchte ja schon an einigen Stellen auf. Welche Bedeutung hatte sie? Und welche anderen Organisationen spielten in der Entwicklung der Supervision eine besondere Rolle?

GERHARD LEUSCHNER: Die Akademie für Jugendfragen war keineswegs die erste Institution, die sich mit dem Thema Supervision beschäftigt hat. Der Deutsche Verein in Frankfurt war viel früher damit befasst, aber von Anfang an mit einer anderen

konzeptionellen Ausrichtung. Der Deutsche Verein hat sich stark an die amerikanische Entwicklung angelehnt und Supervision als Beratung und Leitung konzeptionalisiert. Die kommunalen Jugendämter hatten ein großes Interesse daran, ihre Leitungskräfte in Richtung Praxisberatung fortzubilden. Dass die Leitungskräfte in dieser Doppelrolle als Berater und Leiter in einen Rollenkonflikt geraten und die Mitarbeiter zu Recht die Machtfrage thematisierten, war nicht so sehr im Focus des Deutschen Vereins.

FORUM SUPERVISION: Welche Personen standen für dieses Konzept?

GERHARD LEUSCHNER: Für den Deutschen Verein waren das vor allem Gerhard Melzer – und Dora von Cämmerer, die auch bei der Victor-Gollancz-Stiftung tätig war.

FORUM SUPERVISION: In dieser frühen Phase der Entwicklung von Supervision gab es also gleich zu Beginn eine konzeptionelle Auseinandersetzung zwischen Praxisanleitung auf der einen und institutionskritischer Supervision auf der anderen Seite?

WOLFGANG WEIGAND: So kann man das wohl sehen. Die Fachhochschulen begannen zu einer Zeit, Supervision in ihre Lehrpläne aufzunehmen, als sie mit dem Problem konfrontiert waren, ihren Studenten Methoden der Sozialarbeit zu vermitteln. Das war Anfang der 1960er Jahre. Wie aber lehrt man Methoden? Ein zentrales und wesentliches Instrument, dies zu ermöglichen, war die Praxisanleitung.

Wie wirkmächtig die Auseinandersetzung zwischen den häufig synonym benutzten Begriffen Praxisanleitung und Supervision war, zeigt sich noch an der Auseinandersetzung über den ersten Sammelband zu dieser Thematik, den Dora von Cämmerer 1970 unter dem Titel „Praxisanleitung (Supervision). Ein Quellenband“ herausgegeben hat. Ohne die Ergänzung in der Klammer wäre der Band wohl nicht erschienen, weil einige Autoren einer Veröffentlichung nur unter dem Begriff „Praxisanleitung“ nicht zustimmen konnten und wollten.

Aber zurück zum Problem der Fachhochschulen, Lehrer zu finden, die in der Lage waren, Methodenkompetenz zu vermitteln. In dieser Frage gab es einen großen Bedarf, der natürlich auch von den freien Trägern gesehen und aufgegriffen wurde – und dieser Bedarf war einer nach Supervisorinnen und Supervisoren. Man begann also zu überlegen, wie diese Supervisoren ausgebildet werden können. Der Ort dieser Diskussion war die Kommission IV der Konferenz zentraler Fortbildungsinstitutionen für Jugendarbeit und Sozialarbeit, die 1969 gegründet wurde. Die Verständigung über Supervisionsausbildungen zwischen diesen dort vertretenen Fortbildungsinstitutionen ging verhältnismäßig einfach, weil alle ihren eigenen Markt beackerten: der Deutsche Verein, das waren die Kommunen; die Akademie für Jugendfragen, das waren die kirchlich katholischen; das Burckhardthaus, das waren die kirchlich evangelischen. Und dann konnte man da gut miteinander, vielleicht kommen wir später noch darauf, das ist eine wichtige Entwicklung, ein Entwicklungsort, der dann später auch für die DGSv von Bedeutung ist.

FORUM SUPERVISION: Man könnte also sagen, dass die Kommission IV der erste Ort für einen institutionsübergreifenden, fachlichen Diskurs war?

GERHARD LEUSCHNER: Der erste formelle Ort war das schon. Aber es gab natürlich

zuvor schon Veranstaltungen zu den verschiedensten Themen der Supervision, wo sich Interessierte trafen und miteinander diskutierten. Die Akademie in Münster und die Viktor Gollancz-Stiftung haben schon sehr früh solche Angebote gemacht. **FORUM SUPERVISION:** Wie muss man sich die Treffen bei diesen frühen Workshops vorstellen? Trafen sich dort Vertreter bestimmter Richtungen oder mischte sich die Szene noch stärker, als sie es heute tut?

GERHARD LEUSCHNER: Einerseits war es so, dass man sich mehr oder weniger persönlich kannte oder zumindest schon einmal voneinander gehört hatte. So groß war der Kreis noch nicht. Aber aus meiner Sicht gab es von Anfang an große Unterschiede in der Vorstellung darüber, was unter Supervision zu verstehen ist. Für mich ist die Supervisionsszene nie homogen gewesen, sie war von Anfang an sehr heterogen.

FORUM SUPERVISION: Wie sahen die unterschiedlichen Strömungen aus?

GERHARD LEUSCHNER: Es gab große Unterschiede in Hinsicht auf politische und historische Fragen. Die Praxisanleiter waren von Beginn an sehr pragmatisch ausgerichtet. Dann gab es die Gruppe derer, die sich an der Gruppendynamik oder der Psychoanalyse orientierten. Und es gab die Kollegen mit einem ausgeprägten sozialarbeiterischen Selbstverständnis.

WOLFGANG WEIGAND: Dazu fällt mir eine kleine Geschichte ein. In dem Kurs, in dem ich war, wurden für ein gemeinsames Großgruppentraining mehrere Ausbildungsgruppen unterschiedlicher Anbieter zusammengelegt; insgesamt 70 Teilnehmer und ein Staff von 10 Personen. Ganz Fulda, der Domplatz und die anliegenden Kneipen, waren von uns bevölkert, was auch zu Konflikten mit der Kirche führte, weil es ein wenig zu laut wurde. In dieser Gruppe habe ich zum ersten mal Unterschiede hautnah gespürt: die Teilnehmer der Akademie in Münster waren sehr organisationsbezogen. Sie überlegten sich Strategien, wie man einzelne Gruppen zusammenbringen oder andere unterwandern konnte. Die anderen Teilnehmer waren überwiegend sehr brav, beinahe politisch unschuldig.

FORUM SUPERVISION: Könnte man plakativ sagen, dass es in Frankfurt mit dem Deutschen Verein ein starkes Interesse gab, die Soziale Arbeit zu professionalisieren und das Konzept der Praxisanleitung zu entwickeln, während in Münster an der Akademie für Jugendfragen der Linkskatholizismus inspiriert von den 68er experimentierfreudig einen eigenen Weg gehen wollte und man sich in Gelnhausen am Burckhardthaus mit der Orientierung an der Psychoanalyse zu profilieren versuchte?

GERHARD LEUSCHNER: Also mit dem Linkskatholizismus kann ich mich nicht einverstanden erklären. Natürlich gab es in Münster solche Personen, aber Kees Wieringa und ich waren politisch und kritisch aber nie linkskatholisch.

FORUM SUPERVISION: Aber wie kam es dann, dass Institutionskritik und Institutionsanalyse für die Profilierung an der Akademie so wichtig wurden.

WOLFGANG WEIGAND: Das kam durch dich, Gerhard, und durch Hermann Steinkamp. Ihr beide ward in Bezug auf diese Themen trotz aller Unterschiedlichkeit sehr engagiert.

GERHARD LEUSCHNER: Hermann Steinkamp und ich waren vor allem sehr daran interessiert, die Kurse unter unsere eigene Regie zu bekommen. Die ersten Kurse waren ja von Louis Lowy und Cora Baltussen dominiert. Und wir wollten nicht – jedenfalls nicht auf Dauer – in Abhängigkeit von denen leben. Das hatte auch mit der damals geltenden Vorstellung zu tun, dass man glaubte, dass nur ein Amerikaner oder Niederländer Supervisor sein könne. Ein deutscher Sozialarbeiter kam dafür nicht in Frage. Und da es keine formellen Ausbildungen gab, musste man eben auf die ausländischen Kollegen zurückgreifen.

Hermann Steinkamp und ich haben dann langsam angefangen, die Fortbildungskurse in die eigenen Hände zu nehmen. Zunächst ging es darum, in der Akademie zu ermöglichen, einen eigenen Kurs anzubieten. Um diesen Anspruch durchzusetzen, haben wir zunächst einen ausländischen Kollegen mit in das Leitungsteam genommen. Für den ersten Kurs „Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit“ zwischen 1968 und 1970 war das Kees Wierenga. Er war Fachmann, geschätzter Kollege und Freund, aber er war auch eine Alibi für die Fachlichkeit unseres ersten Kurses in eigener Regie. Das war das erste Mal, dass Deutsche eine solche Fortbildung geleitet haben. Vorher war das ausschließlich für Niederländer, Amerikaner oder in Amerika in Social Work ausgebildete Deutsche möglich.

FORUM SUPERVISION: Dies scheint eine Schnittstelle für die Frage zu sein, wie man eine ausgewiesene Fachlichkeit als Supervisor bekommt, wenn es andererseits keine entsprechende Ausbildung dafür gibt?

GERHARD LEUSCHNER: Wir haben uns an dem orientiert, was uns die niederländischen und amerikanischen Kollegen empfohlen haben. An erster Stelle steht eine methodische Ausbildung und dem folgt an zweiter Stelle eine Supervisorenausbildung. Also haben wir an der Akademie für Jugendfragen einen ersten Supervisorkurs angeboten, der damals – es war 1969 – von Cora Baltussen geleitet wurde.

Die Kommission IV: Verständigungen auf gemeinsame Standards

FORUM SUPERVISION: Uns interessiert, wie die Entwicklung weiter ging, nachdem die erste Supervisionsausbildung gelaufen waren. Welche Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozesse folgten? Wie gestaltete sich die Kooperation zwischen den einzelnen Ausbildungsinstituten? War es möglich, sich über einen Kern der Supervision zu verständigen, oder blieb es zunächst einmal so heterogen?

GERHARD LEUSCHNER: Wie soll ich da anfangen?!

WOLFGANG WEIGAND: Eigentlich ist das eine Frage nach der Arbeit in der berühmten Kommission IV, der Konferenz der zentralen Fortbildungsinstitutionen. Dort wurden die unterschiedlichen Ausbildungen der einzelnen Institute koordiniert. Man einigte sich von Anfang an auf gemeinsame Standards für die Supervisorenausbildung: es gibt eine bestimmte Anzahl an Seminarblöcken, die Ausbildungskandidatinnen sollen selbst Supervision anbieten, ein solcher Supervisionsprozess umfasst 15 Sitzungen usw. Solche Standards wurden verbindlich miteinander vereinbart.

FORUM SUPERVISION: Vielleicht können Sie noch ein wenig ausführen, wer denn dort in der Kommission saß, wie die Treffen verliefen, wie oft sie sich trafen?

GERHARD LEUSCHNER: In der Konferenz der bundeszentralen Fortbildungsinstitutionen saßen die jeweiligen Direktoren und Leiter der einzelnen Institute, die vom Bund gefördert wurden. Das ursprüngliche Interesse lag in der Möglichkeit, an die Fördergelder des Jugend- und Familienministeriums zu kommen. Die Direktoren der einzelnen Institute verhandelten koordiniert in der Kommission über die Förderung ihrer Angebote.

In diesem Rahmen stellte sich heraus, dass einige dieser Institute – nicht alle – sich mit Supervision beschäftigten. Diese Institute hatten den Wunsch zu kooperieren, woraus sich die Kommission IV entwickelte. Dort trafen sich delegierte Dozenten der Akademie des Deutschen Vereins aus Frankfurt, des Burckhardthauses aus Gelnhausen, der Diakonischen Akademie aus Stuttgart, der Akademie für Jugendfragen aus Münster und der Gesamthochschule Kassel.

FORUM SUPERVISION: War es schwierig, sich in dieser Zusammensetzung auf gemeinsame Kriterien für die Supervisorenausbildung zu einigen?

GERHARD LEUSCHNER: Ich habe in Erinnerung, dass die formale Einigung nicht schwierig war. Ich interpretiere das so, dass die Beschränkung auf formale Kriterien die Möglichkeit bot, die inhaltliche Auseinandersetzung zu verwalten. Die Auseinandersetzung mit Werten und Inhalten war von Anfang an sehr schwer – ja, beinahe unmöglich. Die formale Verständigung bot da ein willkommenes Feld. Im Übrigen – wenn ich eine Zwischenbemerkung machen darf – sehe ich das in Bezug auf die Gründungsjahre der DGSv ähnlich.

FORUM SUPERVISION: Uns würde interessieren, was an diesen – wie Sie es nennen – „inhaltlichen“ und „Wertefragen“ so schwierig war. Um welche Fragen genau handelt es sich dabei?

GERHARD LEUSCHNER: Aus meiner Sicht stellt sich das so dar: Die Praxisanleitung legte den Schwerpunkt auf den Aspekt der praktischen Hilfe. Man sollte seine praktische Arbeit besser machen. Diese Praxis institutionell und gesellschaftlich zu hinterfragen, sich mit der eigenen Rolle auseinander zusetzen, wurde nicht in den Blick genommen.

Auf der anderen Seite gab es in der psychoanalytisch ausgerichteten Supervisionsausbildung im Burckhardthaus einen Bruch, als der damalige Leiter der Supervisionsausbildung die gesamte Arbeit dort stark politisiert und die Machtstrukturen der evangelischen Kirche angegriffen hat. Indem er versucht hat, die Brüderlichkeit der Führung zu entlarven, setzte er eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Institution in Gang, die diese nicht dulden konnte. Am Ende wurde das Personal ausgewechselt und es ging verhältnismäßig angepasst weiter.

WOLFGANG WEIGAND: Ich glaube, dass die fehlende inhaltlich und fachliche Verständigung auch etwas mit den Unterschieden der jeweiligen Institutionen zu tun hatte. Die Evangelische und Katholische Kirche waren noch nicht so ökumenisch

eingestellt und die im Deutschen Verein vertretenen Kommunen weltanschaulich eher wenig profiliert. Jeder hatte seine Ideologie, jeder ein Feld, das er besetzt hielt.

FORUM SUPERVISION: Das sieht ja wie ein heimliches Skript aus: Zunächst darf kein Deutscher Supervisor sein. Was gibt es für diesen Fall zu befürchten? Gäbe es dann wieder einen Zusammenschluss mit der Macht oder würde wieder etwas verheimlicht?

GERHARD LEUSCHNER: So wurde das nie formuliert. Es ging immer nur um die fehlende Ausbildung.

FORUM SUPERVISION: Und nun wiederholt sich dieses Skript im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung zwischen Verbesserung der praktischen Hilfen durch Praxisanleitung auf der einen und Kritik an der bestehenden Praxis durch Supervision auf der anderen Seite. Wie kritisch darf man eine Institution betrachten? Dürfen ihre historischen und ideologischen Wurzeln reflektiert werden oder wird dann das Personal ausgewechselt? Gleichzeitig aber einigt man sich verhältnismäßig einfach auf formale Rahmenbedingungen für die Supervisorenausbildung. Spiegelt sich in der Spannung zwischen „Kritik an der Praxis“ und „Pragmatische Hilfen für die bestehende Praxis“ der damalige Stand der Sozialarbeit? Die antidemokratische Tradition der sozialen Arbeit in Deutschland, die starke Orientierung auf „Verwahrung“ und „soziale Kontrolle“ dauerte bis weit in die 50er und 60er Jahre an.

GERHARD LEUSCHNER: Ich würde gern eine kleinere Einschränkung machen in Bezug auf die Sichtweise der Sozialarbeit. In den 50er Jahren gab es neben dem, was Sie in Bezug auf die Sozialarbeit anführen, auch Strömungen, die höchst progressiv waren. Ich habe schon am Beginn unseres Gesprächs von dem Jugendrichter aus Freiburg erzählt, von dieser Sorte gab es einige. Und es gab auf der Grundlage des 1953 geschaffenen Jugendgerichtsgesetzes die neu geschaffene Einrichtung der Bewährungshilfe. Die dort arbeitenden Bewährungshelfer waren damals sozusagen die Elite der Sozialarbeit. Unter Ihnen waren eine Reihe von Persönlichkeiten, die als Einzelkämpfer mit progressivem Selbstverständnis in eine fremde Institution gingen und in engem Umgang mit den Behörden für ihre Klientel kämpften. Ähnliches gilt für Jugendgerichtshelfer. Also – es gab auch damals schon eine Sozialarbeit, die sich klientenorientiert und institutionskritisch verstand – auch wenn sie eine kleine Minderheit darstellte.

Beginn des theoretischen Diskurses über Supervision

FORUM SUPERVISION: Wie aber sah es denn zu der damaligen Zeit mit der theoretischen Fundierung der Supervisorinnen und Supervisoren aus?

WOLFGANG WEIGAND: Wir haben das im Rahmen mit den Ausführungen zum Deutschen Verein schon kurz angedeutet. Schlagwortartig formuliert: Der Leiter macht Supervision und das muss in Hinsicht auf die Praxis der Sozialarbeiter pragmatisch umsetzbar sein. Eine große Theorie braucht es dafür nicht. Nach amerikanischem Muster sorgte man dafür, dass in den Ämtern der Kommunen jemand die

Anleitung der Mitarbeitern übernimmt. Und dies übernahm kein fremder, sondern der Leiter selbst.

GERHARD LEUSCHNER: Und wichtig wurden dann vor allem praktische und methodische Fragen. Wie führt man ein Gespräch? Methoden der Gesprächsführung wurden als Grundlagen gelehrt, und da man praktisch orientiert war, wurde es noch geübt. Ergänzt wurde dies durch Methoden der Einzel- und Gruppenarbeit. Von einer ausformulierten theoretischen Grundlage war man noch weit entfernt.

WOLFGANG WEIGAND: Eigentlich waren die gesellschaftliche Entwicklung und die Praxis immer ein stärkerer Bezugspunkt für die Supervision als große theoretische Entwürfe. Die Supervisoren haben sich die Theorie überall ausgeliehen: in der Sozialpsychologie, in der Soziologie in der politischen Wissenschaft – wo auch immer.

GERHARD LEUSCHNER: Bevor wir mit der Gruppendynamik in Berührung kamen, haben wir in der Akademie viel mit Lowy zusammengearbeitet, der über ein großes Wissen sozialpsychologischer Ansätze in der Arbeit mit Gruppen verfügte und dies auch einbrachte.

FORUM SUPERVISION: Kann man einen Zeitpunkt bestimmen, zu dem die Supervisoren anfangen, über ihre theoretischen Grundlagen nachzudenken?

WOLFGANG WEIGAND: Erst sehr spät. Zunächst war der Rückgriff auf die Sozialpsychologie naheliegend. Ein theoretisch fundierter Diskurs, der es verdient, so genannt zu werden, beginnt erst in der Zeit der ersten Publikationen zur Supervision. Ausgangspunkt waren in diesem Zusammenhang die Kongresse der Akademie und die Gründung der Zeitschrift *Supervision*. Aber auch in den ersten Aufsätzen war der Ausgangspunkt immer die Praxis. Dort stellte sich ein Problem, was es zu lösen galt, und man suchte eine Theorie, die dieses Problem überzeugend zu lösen in der Lage war.

In Münster war – auch dies im Gegensatz zum Deutschen Verein in Frankfurt – die grundlegende Frage: „Was hat das, was Du wahrnimmst und was du unternimmst, mit Dir zu tun?“ Es ging immer um die Verbindung von Praxis und Person.

GERHARD LEUSCHNER: Selbsterfahrung und Selbstreflexivität waren in Münster sehr früh entwickelt. Daher war die Kontrollsupervision als Reflexionsort für die Spannung von Person und Rolle ein zentrales Moment in unserem Supervisionskonzept.

FORUM SUPERVISION: Sie haben gerade im Zusammenhang mit dem Beginn des theoretischen Diskurses auf die Bedeutung der Zeitschrift *Supervision* hingewiesen. Können Sie sich noch erinnern, was Sie mit der Gründung dieses Organs bewirken wollten?

– *Beide lachen.* –

GERHARD LEUSCHNER: Soll ich? Willst Du?

WOLFGANG WEIGAND: Bitte ...

GERHARD LEUSCHNER: 1979 fand der erste Fachkongress für Supervision zum Thema „Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution“ an der Akademie für Jugendfragen statt. Die Beiträge und Ergebnisse dieses Kongresses wurden später im Eigenverlag veröffentlicht.

Im Rahmen dieser Zusammenkunft haben sich Marianne Hege, Gerhard Wittenberger, Wolfgang Weigand, der den Kongress organisiert und geleitet hatte, und ich gefragt, wie es in Hinsicht auf den fachlichen Austausch unter Supervisoren weiter gehen könnte. Und da entstand der Gedanke, ein Publikationsmittel zu schaffen, um Materialien zur Supervision zur Verfügung zu stellen. Wir haben uns zunächst nicht getraut, von einer Zeitschrift zu sprechen, aber der Anfang war gemacht. Zunächst fand sich auch kein Verlag, sodass die Akademie als Träger und Herausgeber fungieren sollte. Letztendlich erschien die erste Ausgabe 1982 unter dem Thema „Verstehen in der Supervision“.

Eigentlich muss man in Zusammenhang mit der zunehmenden theoretischen Fundierung auch darauf hinweisen, dass 1976 der erste Studiengang für Supervision in Kassel begonnen hatte. Dort gab es unter der Leitung von Dieter Eicke eine Balintgruppe für Lehrsupervisoren. In dieser Gruppe waren von Beginn an Supervisoren aus verschiedenen Ausbildungsinstituten. Adrian Gaertner, der Assistent für Forschung an der Hochschule war, und später dann Cornelia Rappe-Giesecke als Doktorandin waren damit beauftragt, die Arbeit dort zu dokumentieren. Der entscheidende Punkt der Kasseler Geschichte aber ist, dass mit dem Diplom als Abschluss notwendig die Auseinandersetzung mit der Theorie an Bedeutung gewinnen musste.

WOLFGANG WEIGAND: Mit dem Diplomstudiengang in Kassel entstand eine weitere Spannung in der Szene. In der Bewertung hieß es dann, die Münsteraner sind die Selbstreflexiven und in Kassel sind die theoretisch Orientierten. Während die Münsteraner im Rahmen von gruppendynamischen Trainings das Moment der Selbstreflexion organisierten, schien das im Rahmen der Hochschule sehr viel schwerer realisiert werden zu können. Dafür schrieben die Kasseler aber richtige wissenschaftliche Arbeiten. Die Münsteraner schauten kritisch Richtung Kassel: Konnten sich die Studenten im Rahmen der Hochschule mit sich als Person beschäftigen? Lassen sich unter den Bedingungen des Hochschulbetriebes selbstreflexive Elemente in die Ausbildung integrieren? Wer leitet das an? Ist die Unabhängigkeit gesichert? U.v.a.m.

GERHARD LEUSCHNER: Aber die Hochschule war von vorneherein offen für andere Konzepte. Dass ich von Beginn an Lehrbeauftragter für Supervision dort wurde, finde ich schon institutionell erwähnenswert.

WOLFGANG WEIGAND: Der Kontakt zwischen Kassel und Münster verlief aber auch in der entgegengesetzten Richtung. Die Studenten wurden von der Akademie für Jugendfragen eingeladen und kamen zu den Workshops. Die Kooperation mit der Universität wurde auch gesucht, weil wir Münsteraner schon merkten, dass wir theoretisch nicht so fundiert waren, und die Kasseler mit ihrer Hochschule ganz andere Voraussetzungen aufzuweisen hatten. – Übrigens bekam ich später ebenfalls eine Gastprofessur im Studiengang Supervision in Kassel.

FORUM SUPERVISION: Es gab also mittlerweile Ausbildungen an den unterschiedlichen Instituten. Wie aber sah es mit den Tätigkeitsfeldern der Supervisoren aus? Gab es so etwas wie selbstständige Supervisoren?

GERHARD LEUSCHNER: So weit ich mich erinnere, war in den 70er Jahren Ingrid Becker aus Dortmund die erste Supervisorin, die sich selbstständig gemacht hat. Sie war nicht die einzige, aber es blieb insgesamt eine eher geringe Zahl.

WOLFGANG WEIGAND: Aber mit der Möglichkeit, an den unterschiedlichen Ausbildungsinstituten einen anerkannten Abschluss zu erlangen, stand die Frage natürlich im Raum – zuerst ganz zart und vorsichtig, dann aber immer deutlicher und wachsend: wer traut sich den Schritt in die Selbstständigkeit zu?

GERHARD LEUSCHNER: Gleichzeitig aber gab es noch eine Reihe von Supervisoren, die hauptamtlich von einer Institution beschäftigt wurden. Das gibt es heute kaum noch. Gerhard Wittenberger wurde z. B. Anfang der 70er Jahre hauptberuflicher Supervisor beim Kirchenkreis Kassel. In West-Berlin, in NRW und verstreut in anderen Ländern gab es sowohl in der Kommune als auch bei freien Trägern noch einige Stellen für Supervisoren.

WOLFGANG WEIGAND: Waltraud Lüdemann hatte in Bremen eine Festanstellung. Die Festanstellung in den Jugend- und Sozialämtern war für viele ein Sprungbrett in die Unabhängigkeit.

Politik, Selbsterfahrung und der beginnende Psychoboom

FORUM SUPERVISION: Die 70er Jahre stehen für die große Zeit der Psychologie – vor allem der humanistischen Psychologie. Gab es Berührungspunkte in diese Richtung?

GERHARD LEUSCHNER: Ich erinnere mich an einen DAGG-Kongress 1969 in Bonn. Für diesen Kongress wurde Ruth Cohn, eine jüdische Emigrantin, aus den Vereinigten Staaten eingeflogen. Für sie war es der erste Auftritt in der Bundesrepublik nach dem 2. Weltkrieg. Im Audimax der Universität Bonn war alles versammelt, was in der Gruppendynamik Rang und Namen hatte: Däumling, Enke, Fürstenau, Richter. Der Saal war berstend voll, die Studenten saßen auf den Treppen und Fensterbänken und warteten gespannt auf den Vortrag von Ruth Cohn. Die Begrüßung war noch sehr freundlich, aber in der anschließenden Diskussion wurde Ruth Cohn auf eine sehr aggressive Weise von den Studenten konfrontiert. Der zentrale Angriff richtete sich vor allem auf den Umstand, dass ihre Methode keine politisch-gesellschaftliche Relevanz besitze.

Ruth Cohn hat auf die aggressiven Nachfragen und Diskussionsbeiträge sehr emotional reagiert und angemerkt, dass sie nicht nach Deutschland gekommen wäre, hätte sie vorher gewusst, wie man hier mit ihr umgeht. Darauf haben die Studenten sie ausgepiffen.

Das war mein Einstieg in die gruppendynamische Szene und den Umgang mit einer Methode aus dem Umkreis der humanistischen Psychologie. Später hat sich das Verhältnis dann gedreht: die Themenzentrierte Interaktion ist von einer Reihe von Institutionen u. a. der katholischen Kirche regelrecht hofiert worden, während die Gruppendynamik Kurt Lewins dort in Ungnade gefallen war.

FORUM SUPERVISION: Die Kritik an Frau Cohn mag in vielen Teilen berechtigt gewesen sein, aber für die nach Deutschland zurückkehrende jüdische Emigrantin muss dies eine fürchterliche Konfrontation gewesen sein.

GERHARD LEUSCHNER: Rückblickend muss man wohl sagen, dass die 68er Studenten sehr aggressiv diskutiert haben. Sie waren aber gleichzeitig fachlich sehr präzise in ihren gesellschaftspolitischen Anfragen.

WOLFGANG WEIGAND: Dieser Umgang mit ihr entsprach aber auch der damaligen Zeit. Wer für sich Autorität in welcher Form auch immer beanspruchte, wurde angefragt. Woher kommst Du? Wie kommst Du dazu, dieses oder jenes so und nicht anders zu formulieren? Wie sieht Deine Praxis aus? Auf das andere – die Person – hat man nicht so sehr geschaut. Das haben auch andere Persönlichkeiten zu spüren bekommen: Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas sind ebenfalls scharf angegangen worden. Niemand war damals sakrosankt.

FORUM SUPERVISION: In unserem Gang durch die Geschichte sind wir immer noch in den 70er Jahren, also noch vor der Gründung der DGSv. Und die Frage steht immer noch im Raum, wie es mit der Adaption der psychologischen Richtungen und der Ausrichtung angesichts der gesellschaftspolitischen Großwetterlage durch die Supervisionsszene aussieht.

GERHARD LEUSCHNER: Mir fällt dazu eine kleine Geschichte ein, die ich gern erzählen würde – eigentlich sind es zwei Geschichten.

An der Akademie für Jugendfragen war das Kurssystem mittlerweile gut ausgebaut. Nun gab es einen Regenten, ein sehr progressiver Mann, der später Bischof von Limburg wurde, der die katholische Akademie verpflichten wollte, Priesteramtskandidaten in die Kurse aufzunehmen. Priesteramtskandidaten hatten damals obligatorisch Kurse in den Sozialwissenschaften zu belegen und dies sollten sie nun durch eine gruppenspezifische Fortbildung abdecken. Damit kam sofort die Frage auf, wie man mit Freiwilligkeit oder Verpflichtung umgehen sollte. Das Prinzip der Freiwilligkeit hatte einen hohen Wert. Letztendlich konnte man sich nicht darüber einigen, ob man den Priesteramtskandidaten diese Freiheit lässt. Der Regenz bestand darauf, dass es für alle obligatorisch zu sein habe. Die Akademie konnte sich darauf nicht einlassen, und so ist dieses Projekt nie zustande gekommen.

Die andere Geschichte ereignete sich im Rahmen einer anderen Fortbildung der Akademie für Jugendfragen. Eine Ordensfrau entschied sich im laufenden Kurs, aus dem Orden auszuschneiden. Daraufhin hat die zuständige Generaloberin mit dem Generalvikar des Bistums Kontakt aufgenommen, der mich wiederum als geschäftsführenden Direktor zu einem Gespräch bat. Die Generaloberin hatte ihm erzählt, dass die Ordensfrau im Rahmen eines Supervisionsprozesses zu der Erkenntnis gekommen sei, nicht länger im Orden zu verbleiben. Dies konnte der Generalvikar nicht akzeptieren. Aufgabe der Supervision im Zusammenhang einer katholischen Akademie müsse es ja wohl sein, auch Menschen mit zweifelndem Gewissen in der Profess zu halten. Mein Einwand, dass es nach unserem Supervisionsverständnis darum geht, Menschen im Reflektionsprozess behilflich zu sein, ihren eigenen

Weg zu finden, war für ihn im Rahmen einer katholischen Institution nicht akzeptabel. Später habe ich über einen Priester erfahren, dass er sich in einem anderen Zusammenhang über Supervision geäußert habe: Supervision sei ein hervorragendes Instrument, aber es müsse noch getauft werden.

Beide Beispiele, finde ich, illustrieren die politische Auseinandersetzung mit machtvollen Institutionen.

WOLFGANG WEIGAND: Die Frage richtete sich aber nicht nur auf die politisch motivierte Auseinandersetzung, sondern auch auf die theoretische Fundierung. Dazu würde ich gern noch eine Anmerkung machen – und zwar zum Umgang mit Theorie in den Supervisionsausbildungen. In den Kursen wurden damals kaum Bücher gelesen. Stattdessen gab es eine unendliche Fülle an Arbeitspapieren. Es war insgesamt ein eher eklektischer Vorgang: Wenn man gehört hatte, dieser oder jener hat über dieses oder jenes etwas Interessantes geschrieben, haben es die Dozenten gesichtet und für die Ausbildung in einem Arbeitspapier zusammengefasst. Ich erinnere mich gut an die Zusammenfassung zu „Interpersonale und institutionalisierte Abwehr“ von Stavros Mentzos oder die Ausführungen zur „Gruppe“ von Horst Eberhard Richter. Für die Sozialarbeiter wurden die Arbeitspapiere zu ihrer theoretischen Grundlage. So sah der Umgang mit Theorie aus.

Die Auswahl der Autoren war nicht willkürlich, folgte aber auch keinem wirklichen Plan. Wenn ein theoretisches Fragment die Wirklichkeit ein Stück weit erklären konnte, plausibel war und den Sozialarbeiter in seinem Weltverständnis nach vorn brachte, dann war es gut. Im Grunde aber waren diese Arbeitspapiere im Ausbildungsgang wie Interventionen. Die Arbeitsgruppen stürzten sich auf die Papiere, diskutierten sie und brachten ihre Ergebnisse zurück ins Plenum, wo sie erneut diskutiert wurden. Zu lange durfte die theoretische Auseinandersetzung aber auch nicht gehen. Spätestens am nächsten Tag trat das Bedürfnis nach Selbstreflexivität wieder in den Vordergrund.

Ich glaube, in diesen Kursen war das Bedürfnis nach Selbsterfahrung – und dahinter liegend vielleicht das nach Therapie – viel größer, als der Durst nach Theorien. Die Ausbildungskandidaten hätten das für sich wahrscheinlich nicht so formuliert, aber sie wollten vorrangig etwas über sich erfahren. Analog dem Beispiel mit der Nonne: Was will ich wirklich und wie soll ich mich für die Zukunft entscheiden? Der Beruf des Supervisors war institutionell und berufssoziologisch betrachtet ein typischer Aufstiegsberuf. Man kam raus aus der Sozialarbeit und hatte Kontakt zu anderen Berufsgruppen.

GERHARD LEUSCHNER: Man muss dabei beachten, dass wir in den 70er Jahren als Teilnehmer alles Kriegskinder hatten.

WOLFGANG WEIGAND: Darauf wollte ich auch hinaus – das finde ich enorm wichtig, um zu verstehen, was damals passierte.

GERHARD LEUSCHNER: Wir waren Kriegskinder, die in ihren frühen Jahren den Nationalsozialismus erlebt und danach in der Adenauer-Ära während ihrer Adoleszenz unter der Sprachlosigkeit gelitten hatten. Es gab enorm große Wünsche nach

Auseinandersetzung und Befreiung. Und es gab einen hohen Bedarf, sich mit sich selbst und der Umwelt auseinander zu setzen. Es ging sehr viel um Normen und Werte, um Zwänge, die mich einengen und von denen ich mich befreien möchte. Natürlich war die Nazivergangenheit der Eltern immer wieder auch einmal Thema. Aber das waren Einzelfälle. Im Mittelpunkt stand eher die eigene Entwicklung als die Auseinandersetzung mit der Täter-Generation.

FORUM SUPERVISION: Die Bedeutung der Tatsache, dass die Kriegs- und Nachkriegskinder es mit traumatisierten Eltern zu tun bekamen, gerät erst langsam ins Bewusstsein und wäre sicher eine eigenen Gesprächsrunde wert. In der Aufbruchsdynamik der Bundesrepublik war das noch wenig im Bewusstsein.

GERHARD LEUSCHNER: Ich persönlich kann dazu sagen, dass ich mich mit meiner eigener Vertreibungsgeschichte, die ich in meiner Kindheit und Jugend erlebt habe, damals wenig befassen konnte, weil es gleichzeitig eine Abscheu darüber gab, wie die Vertriebenenverbände dieses Thema agierten. Es gab immer die Angst, wenn ich mich dazu äußere, werde ich sofort in die Nähe dieser Verbände gerückt. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich als schon etwas größeres Kind gemeinsam mit meiner Großmutter zum Schlesiertreffen gefahren bin. Meine Großmutter war eine einfache Frau, nicht hoch gebildet, aber mit einem feinen Gespür. Noch am Nachmittag hat sie zu mir gesagt: „Du, wir fahren wieder nach hause. Hier gehören wir nicht hin!“ Insofern war für mich die Auseinandersetzung mit diesem Thema viele Jahre nicht möglich.

WOLFGANG WEIGAND: Ich finde, dies ist keine Frage, die ursächlich mit den Erfahrungen des Nationalsozialismus zusammenhängt. Ich konnte meine Entwicklung und die Erfahrungen in meinem katholischen Elternhaus auch nicht in den 68er Diskurs einbringen. Das ging erst über den Umweg der Sensitivity Trainings – und auch dann nicht sofort. Ich war ziemlich politisiert und habe 1971 in meinem ersten Kontakt mit der Gruppendynamik dem Trainer dort – ich glaube, es war Hermann Steinkamp – erst mal mit Nachdruck deutlich zu machen versucht, dass es wichtigeres gäbe, als diese subjektive Auseinandersetzung mit sich selbst. Auch in diesem Rahmen wurde viel politisiert. Aber nach der Politisierung kam dann die Subjektivierung.

Die Gründung der DGSv

FORUM SUPERVISION: Lassen Sie uns ein kleinen Sprung in der geschichtlichen Entwicklung machen. Die Supervisoren haben in der Folgezeit eine Reihe von unterschiedlichen Theorien integriert, die Organisation als wichtige Einflussgröße kam stärker in den Blick und schließlich kam es mit der DGSv zur eigenen Institutionalisierung.

WOLFGANG WEIGAND: Aber auch all das war weniger theoretisch als praktisch motiviert. Die Auseinandersetzung mit der Organisation stand schon 1968 ganz oben auf der Agenda. An der Akademie in Münster wurde die Frage nach den Organisati-

onen von Beginn an aufgegriffen; und das nicht aus theoretischen Gründen, sondern weil man die traditionellen Organisationen der Sozialarbeit hinterfragt hat. Diese organisationskritische Perspektive habe viele Supervisoren, die dort ihr Handwerk gelernt haben, immer auch wach gehalten. Für die Münsteraner galt: man muss politisch und institutionell denken. Und die Akademie für Jugendfragen war prägend für die Supervisionsentwicklung in Deutschland. Insofern war die Auseinandersetzung mit der Organisation von Beginn an im Bewusstsein. Der ein oder andere Supervisor mag unpolitisch gewesen sein oder sein Geschäft als individualistische Angelegenheit betrieben haben, aber institutionell betrachtet war es anders.

Der andere Teil Ihrer Frage bezog sich auf die Gründung der DGSv. Aus meiner Sicht haben die ersten Überlegungen dazu auf einem Workshop der Akademie für Jugendfragen zum Thema „Professionalisierung der Supervision“, zu dem alle bundeszentralen Ausbildungsstätten eingeladen waren, begonnen.

GERHARD LEUSCHNER: Und über die Kommission IV gingen weitere Initiativen aus.

WOLFGANG WEIGAND: Aber als Nukleus muss ein Abend auf dem Workshop betrachtet werden, wo alle Vertreter der Ausbildungsstätten im Dozentenraum der Akademie zusammen saßen und sich die Frage stellten, wie es nun mit der Supervisionsszene weiter gehen sollte. Einigkeit herrschte darüber, dass ein Schritt zur Institutionalisierung notwendig geworden war, über das Wie nicht. Man kann über die Bedeutung der Akademie Münster in Hinsicht auf die Gründung der DGSv ja durchaus streiten, aber fest steht, dass die Workshops, die jedes Jahr in Münster stattfanden, immer stark besucht waren. Dort ging man hin, nicht nur weil man bereits zu dieser Szene gehörte, sondern auch um das Münsteraner Konzept kennen zu lernen. Ohne Überheblichkeit kann man sagen, dass die Münsteraner das profilierteste und langlebigste Konzept entwickelt hatten und man in der gesamten Szene neugierig darauf war, das Konzept und die Menschen dahinter persönlich zu erfahren. Also Kurz gesagt: An diesem besagten Workshop begannen die Gespräche um die Gründung eines Verbandes. In der Kommission IV wurde dann die Diskussion wieder aufgenommen und weiter geführt.

GERHARD LEUSCHNER: Man muss die Professionalisierungsbemühungen auch im Zusammenhang mit der ungeheuren Expansion der Supervisionsausbildungen und der privaten Institute in den 80er und 90er Jahren sehen. Dieses Aufblühen der Supervision hat viel damit zu tun, dass für Sozialarbeiter und vergleichbare Berufsgruppen über die Ausbildung zum Supervisor der berufliche Aufstieg möglich war. Dies gilt sowohl für die Möglichkeit, leichter eine Leitungsstelle zu bekommen, als auch für die Hoffnung, freiberuflich tätig zu werden. In den 80er Jahren waren Bildungsgänge in Deutschland lange nicht so durchlässig wie heute und es gab für Sozialarbeiter kaum Möglichkeiten, sich beruflich zu verändern und vor allem zu verbessern. Das Aufblühen der Supervisionsausbildung muss als Ausdruck des Aufstiegswunsches vieler Sozialarbeiter betrachtet werden.

WOLFGANG WEIGAND: Um die Bestrebungen zur Gründung eines Berufsverbandes zu verstehen, muss man einen weiteren Aspekt mitberücksichtigen. In den 70er und

80er Jahren drängten eine große Zahl von Supervisoren auf den Markt, ohne dass man von einem entwickelten Markt überhaupt reden konnte. Man versuchte halt irgendwie das notwendige Geld zu verdienen. Und um dies abzusichern, war es notwendig, sich gegenüber den „wilden“ Supervisoren abzugrenzen.

GERHARD LEUSCHNER: Ich würde gern noch eine Ergänzung zur Expansion der Supervision anbringen, die damit zu tun hat, dass die zunehmende Bedeutung der Sozialpsychiatrie auch als Motor betrachtet werden kann. An allen renommierten Universitäten gab es bis weit in die 80er Jahre hinein sozialpsychiatrische Arbeitskreise, aus denen sich in der Folge zahlreiche Institutionsgründungen ergaben. Diese sozialpsychiatrischen Institutionen waren Orte, wo das gemeinsame Nachdenken in Form von Supervision zum Selbstverständnis der dort Tätigen gehörte. Für die zunehmende Zahl von Supervisoren öffnete sich in diesem Bereich ein bedeutendes Betätigungsfeld. Man bekam Zugang zu Krankenhäusern, zu Heimen und insgesamt ins Gesundheitswesen. Ich kann mich gut erinnern, dass ich in diesen Jahren enorm viele Arbeitsaufträge im sozialpsychiatrischen Bereich hatte. Dort war eine große Nachfrage nach Supervision entstanden.

WOLFGANG WEIGAND: Gleichzeitig entwickelte sich in diesen Jahren die Teamsupervision. Das Team erschien als Rettung vor den traditionellen Organisationen. Man lebte und arbeitete zusammen – mit den Klienten – und versuchte sich auf diese Weise, von der Macht der Organisation zu befreien. Die Sozialarbeiter schufen sich Formen der Teamarbeit, in den Teams kamen verhältnismäßig schnell die Probleme und Konflikte zum Vorschein und damit auch die Notwendigkeit von Teamsupervision.

FORUM SUPERVISION: Das ist erstaunlich, denn die 68er Jahre waren längst Vergangenheit und die Ära Kohl hatte begonnen. Die Trägheit der Institutionen scheint quasi dazu geführt zu haben, dass sich bestimmte, von der 68er Bewegung inspirierte Reformen, verspätet durchsetzten.

Das professionelle Selbstverständnis und die „neuen Märkte“

FORUM SUPERVISION: In der weiteren Entwicklung der Supervision ergaben sich dann aber auch andere Entwicklungslinien. Die enge Verbindung zur Sozialarbeit weichte auf, und man suchte neue Betätigungsfelder auch in der sogenannten freien Wirtschaft.

WOLFGANG WEIGAND: Da befinden wir uns aber schon in der Zeit nach der Gründung der DGSv. In der Tat hat sich damals die Supervision von der Sozialarbeit emanzipiert. Stefan Kühl hat das später einmal so formuliert, dass die Supervision als Parasit der Sozialarbeit groß geworden ist und sich erst dann anderen Vätern zugewandt hat.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass man mir als Vorsitzender der DGSv einen Stapel von Aufnahmeanträgen von Nicht-Sozialarbeitern auf den Schreibtisch legte, die einfach nicht bearbeitet worden waren. Auch in der DGSv herrschte

immer noch der Geist des Deutschen Vereins und die Gleichsetzung von Supervision und Sozialarbeit. An dieser Nahtstelle der Bearbeitung von Aufnahmeanträgen wurde deutlich, dass die Frage beantwortet werden musste, wer kommt rein und wer bleibt draußen. Ich habe mich damals eindeutig dafür entschieden, dass es ein operationalisierbares satzungsgemäßes Aufnahmeverfahren geben muss. Böse Zungen sprachen dann von der „Psychologenregelung“, also sozusagen ein Entgegenkommen in Hinsicht auf die Möglichkeit, sich als Supervisoren zu bezeichnen. Den Affekt kann ich verstehen, denn die Psychologen waren von den Sozialarbeitern her betrachtet die vom Status nächst höheren. Auf meiner ersten Mitgliederversammlung in Berlin haben wir dieses Aufnahmeverfahren – übrigens gleichzeitig mit der Erhöhung des Beitragsatzes – verabschiedet.

GERHARD LEUSCHNER: Was ich Dich in diesem Zusammenhang schon immer einmal fragen wollte, ob Du meine Einschätzung teilst. Aus meiner Sicht stand bei der Frage, soll der Verband expandieren oder nicht, die Vorerfahrung mit der Sektion Gruppendynamik Pate. Die Gruppendynamiker hatte sich ja für Exklusivität und für eine Fachorganisation entschieden. Mit dieser Entscheidung, klein und exklusiv zu bleiben, spielte die Sektion gesellschaftlich nur noch eine marginale Rolle. Für die DGSv stand ja eine ähnliche Weichenstellung an: bleibt sie eine exklusive Gesellschaft von Fachleuten – also ein Fachverband – oder wird sie ein großer Berufsverband. Wenn Supervision bzw. der Verband der Supervisoren gesellschaftlich eine bedeutsame Rolle spielen wollte, musste er größer werden, seine Politik ändern und auch andere Professionen über den Kreis der Sozialarbeiter hinaus integrieren.

WOLFGANG WEIGAND: Das ist eine wirklich intelligente Interpretation, aber ich glaube nicht, dass es ursächlich so wahr. Was stimmt, ist, dass ich unmittelbar vom Vorsitz der Sektion Gruppendynamik in den Vorsitz der DGSv gewechselt bin. Aber ich finde, Supervisoren und Gruppendynamiker haben sich in ihrem professionellen Selbstverständnis immer auch ein wenig unterschieden. Die Gruppendynamik war – zumindest in ihren Anfängen – immer an Laboratorien gebunden, während die Supervision unmittelbar aus der beruflichen Praxis entstanden ist.

FORUM SUPERVISION: Aber die Spannung zwischen Exklusivität und Expansion ist ja in der DGSv auch heute noch spürbar.

WOLFGANG WEIGAND: Ja, die Spannung ist gerade jetzt wieder gestiegen. Die Frage steht im Raum, ob die Supervisoren in einem großen Beraterverband mit 10.000en von Mitgliedern und großer gesellschaftlicher Bedeutung eine Unterzeile darstellt oder mit entsprechend geringerer Mitgliederzahl und geringerem gesellschaftlichen Stellenwert so bleibt, wie er nun einmal ist. In der ersten Phase der Expansion nach der Gründung der DGSv stand diese Frage so aber nicht im Mittelpunkt. Es ging eher darum, wie man an Aufträge kommt und wie man seine Arbeit gut machen kann.

FORUM SUPERVISION: Wie wichtig war die Marktdiskussion in den 80er Jahren?

WOLFGANG WEIGAND: Dieser Diskurs ist bis heute immer wichtig gewesen und er verbindet sich mit dem professionellen Selbstverständnis.

GERHARD LEUSCHNER: Unter dem Dach des Berufsverbandes werden höchst unterschiedliche professionelle Selbstverständnisse zusammengefasst. Ich unterscheide immer – ziemlich grob – zwei Gruppen von Supervisoren. Die eine Gruppe sagt, dass man seine Arbeit kontrollieren lassen muss, und die andere Gruppe verneint diese Frage. Unter dem Aspekt des Marktes sehe ich, wie die erstgenannte Gruppe kleiner und die zweitgenannte größer wird. Immer mehr jüngere Supervisoren sind geradezu befremdet, wenn man sie fragt, ob sie Ihre Arbeit kontrollieren lassen. Die Ausbildung ist doch beendet, und sie haben Supervision gelernt. Mit der Ablehnung, die eigene Arbeit zu kontrollieren, geht Hand in Hand, dass das Bewusstsein von der Bedeutung der eigenen Person für die Arbeit als Supervisor enorm abgenommen hat. Gleichzeitig hat die Marktorientierung zugenommen.

WOLFGANG WEIGAND: Mit der Differenzierung bin ich einverstanden, aber die Schlussfolgerung, dass die Selbstreflexion abnimmt und die Marktorientierung zunimmt, teile ich nicht. Die Gründe dafür scheinen mir komplexer. Wenn ich in eine mir fremde Organisation gehe, um dort zu beraten, komme ich in Situationen, wo ich notwendig das kollegiale Gespräch – oder schärfer formuliert: das professionell angeleitet kollegiale Gespräch – brauche, um weiter handlungsfähig zu bleiben.

GERHARD LEUSCHNER: Aber es gibt natürlich eine Spannung zwischen der Komplexität der Anfragen und Aufträge und der Begrenztheit der eigenen Kompetenz. Die Selbstzweifel – bin ich erfahren genug und kann ich den Anforderungen und Erwartungen stand halten? – stehen in Spannung zum Anspruch, auf dem Markt stark und aggressiv auftreten zu müssen, um den Auftrag zu bekommen.

WOLFGANG WEIGAND: Ich bin damit nicht einverstanden, weil ich glaube, dass man nicht stark auftreten muss. Überhaupt: Was soll das heißen „stark“?

GERHARD LEUSCHNER: Ich meine damit „selbstsicher auftreten“.

WOLFGANG WEIGAND: Selbstsicher muss man in jedem Fall sein, das war früher auch schon so. Eine gewisse Selbstsicherheit in der Rolle gehört einfach dazu. Wenn ich gleich am Anfang einen schlechten Eindruck mache und mich nicht auf die eine oder andere Art und Weise profilieren, wird es zu keinem Auftrag kommen.

GERHARD LEUSCHNER: Ich glaube, da reden wir von verschiedenen Dingen. Ich möchte darauf hinaus, dass das Bedürfnis, die eigene Situation zu reflektieren, ursächlich damit zusammenhängt, die eigene Unsicherheit zu erleben – erleben zu können. Gleichzeitig aber nimmt die Erwartung der Auftraggeber an die Berater tendenziell zu, eben nicht unsicher zu sein, sondern Sicherheit auszustrahlen.

FORUM SUPERVISION: Im „alten“ Professionsmodell gehörte die Verstrickung mit dem Auftraggeber quasi dazu und wurde als Gegenübertragung reflektiert. Im neuen Modell, das mit dem Aufkommen von Coaching transportiert wird, verschwindet die Spannung zwischen Verstricken und Verstehen.

WOLFGANG WEIGAND: Wenn Sie eine solche Gegenüberstellung wählen, gehöre ich eindeutig zur ersten Gruppe. Es ist noch gar nicht so lange her, da war ich in einem Gespräch mit einer Organisation und habe mich so richtig verwickelt – mich aber auch wieder rausgewickelt. Das war ein gemeinsamer Verstehensprozess. Am

Ende bekam ich von den Vertretern der Organisation die Rückmeldung, dass es für sie ein hochinteressantes Erlebnis gewesen sei zu beobachten, wie man aus diesen Verwicklungen wieder herausfindet. Das entsprach exakt ihrer eigenen Arbeitssituation. Auch sie wurden ständig in komplizierte, nicht so schnell zu durchschauende Situationen hineingezogen, wobei für sie als Mitglieder der Organisation das Rauswickeln viel schwieriger ist, als für mich als Außenstehenden.

Ich glaube nicht, dass ich der einzige bin, der so arbeitet. Und ich habe mit dieser Art auch in Organisationen außerhalb des Feldes der Sozialen Arbeit keine schlechten Erfahrungen gemacht. Insofern möchte ich keine vorschnellen Schlüsse ziehen, dass sich gerade ein grundsätzlich neues Beratungsmodell durchsetzt. Damit will ich nicht sagen, dass sich aktuell nichts verändert. Prozentual nimmt der Anteil der Technologen und Supervisionsklempner sicherlich zu.

FORUM SUPERVISION: Uns scheint, dass Supervision aktuell eine bestimmte Funktion in „gemanagten“ Organisationen übernimmt, und zwar als Instrument, Störungen im Ablauf zu bearbeiten. Dieses Element von Verstricken und Verstehen kann in einigen Organisationen nicht mehr umgesetzt werden. Für bestimmte institutionelle Konflikte gibt es keine Lösungen mehr. Man kann z. B. in Krankenhäusern über chaotische Abläufe oder nicht integrierte Schnittstellen noch reflektieren, aber die MitarbeiterInnen werden weder mit noch ohne Supervision die Kraft haben, diese zu verändern. Die Organisationen sind immer stärker funktional ausdifferenziert, und man weiß, dass es die Mitarbeiter schwer damit haben, und so entsteht ein Raum für Kommunikation, der u.a. für Supervision genutzt werden kann. Aber wirklich geschätzt wird die Reflexivität nicht.

GERHARD LEUSCHNER: Wir müssen in dieser Frage auch nicht zu einer gemeinsamen Einschätzung kommen. Mir geht es mehr um aktuelle Tendenzen – und das würde ich gern noch einmal von einer anderen Seite beleuchten.

Für mich gibt es eine Tendenzverschiebung zwischen denen, die sich als Supervisor fühlen, eine eigene Identität entwickelt haben, und denen, die Supervision nur für ein Format unter anderen halten. Mich hat damals, als Ferdinand Buer den Begriff des Formates angebracht hat, sehr überrascht, wie viele Supervisoren dies einfach übernommen haben. Aus meiner Sicht gibt es auf der Basis dieser Begriffsbestimmung, die ja nicht zufällig in den Diskurs gelangt ist, zwei Arten von Supervisoren. Entweder man versteht Supervision als Format oder als Haltung. Wenn ich Supervision als Haltung verstehe, setze ich mich kritisch mit Organisationen auseinander. Damit ist noch nicht gesagt, dass ich nicht auch die Ziele und Interessen der Organisation in den Blick nehme. Aber dort, wo es Konflikte gibt, setze ich mich mit ihnen auseinander. Wenn man Supervision als Format betrachtet, ist zumindest die Tür, Beratung technisch zu verstehen, weit geöffnet.

WOLFGANG WEIGAND: Mit der Tendenz, die Du beschreibst, bin ich ganz einverstanden. Aber dass Du es am Begriff des „Formats“ festmachst, ist nicht zwingend notwendig. Wichtig scheint mir: es gibt aktuell zwei Pole. Auf der einen Seite steht der Wert der Selbstreflexivität als Haltung auf der anderen Seite der Wert der Funk-

tionalität. Beides ist aber doch auch wichtig. Die Ziele der Organisation können im Beratungsprozess ja nicht vernachlässigt werden. Aber für mich gibt es Grenzen, da mache ich dann nicht mehr mit. Das muss gar nichts Dramatisches sein. Wenn dies geschieht, mache ich es der Organisation gegenüber offen und thematisiere, dass es für Arbeitsprozesse noch andere Werte gibt, als reibungslos zu funktionieren. Insofern gehören für mich Funktionalität und Selbstreflexivität zusammen. Ich bin eigentlich hoffnungsvoll, dass diese Verknüpfung auch heute erfolgreich ist.

GERHARD LEUSCHNER: Hoffnungsvoll bin ich auch, aber eher in die Richtung, dass sich die aktuell deutlich auf Funktionalität ausgerichtete Sichtweise wieder ändern wird. Die Zeiten insgesamt werden sich ändern. Als Berufspersonen werden wir es nicht mehr erleben. Aber die nächste Welle wird kommen.

FORUM SUPERVISION: Mit diesem hoffnungsvollen Bild können wir doch gut unser Gespräch beenden. Wir bedanken uns herzlich für diesen anregenden Abend.

Anschrift der Gesprächspartner:

Gerhard Leuschner, Emsstraße 58, 48145 Münster

Prof. Dr. Wolfgang Weigand, Eitel-Fritzstraße 13, 14129 Berlin